

## 331 Helge Bendels Luftschlösser.

Ein Chicago-Roman von Genning Berger.

Sie gingen rasch, in dem gewöhnlichen amerikanischen Promenadentempo, das übertrieben und gekünstelt wirkt. Der eine Wolfentrager um den anderen tauchte im Nachtschein auf, wurde größer, breiter und verschwand hinter ihnen. Hinter Adam Street wurde die riesige Avenne dunkler, und an der Ecke der Van Buren Street war es fast menschenleer, trotz der Hochbahn. Sie bogen nach rechts ab.

— Jetzt sag' ich es, dachte Helge. Aber er schwieg.

Die Schwestern plauderten von einer Toilette, die sie in einerloge gesehen hatten. . . Wenn sie im Sommer durch Paris kämen, wollten sie sich ein paar Modellkostüme kaufen; sie wüßte eine Adresse am Boulevard Malesherbes, wo sie unter der Hand verkauft würden.

— Daß Sie nie in Paris gewesen sind, Helge! schloß sie.

Die Van Buren Street war dunkel und düster wie gewöhnlich. Aus dem Listergebäude hatte Helge ein paar Gestalten schleichen sehen, wie Schatten aus einem Grabsockel. In der Ferne leuchtete die Clark Street mit roten Gasflammen über den Bananempagen und farbigen Laternen am Eingang zur Chinesenstadt. Aber die dunkle Ruine des Postgebäudes dämpfte Licht und Geräusch.

— Lissy, sagte Bendel und ging hinüber auf ihre andere Seite, indem er seinen Platz zwischen den zwei Schwestern verließ. Lissy, wiederholte er in ernsthaftem Ton.

— Ja? Was gibt es denn so Wichtiges? Vergiß nicht, daß ich Kopfschmerzen habe. Ich hör' es schon Deiner Stimme an, daß Du wieder mit einer Moralpredigt kommst.

— Nein, nein. Und übrigens — wann hatt' ich das getan? Aber das ist ja einerlei. Wenn wir oben sind, mußt Du Dir etwas sagen.

— Wirklich? sagte Lissy lächelnd.

Sie gingen durch den Van Buren-Street-Eingang ins Hotel.

In diesem Korridor war nur ein kleiner Aufzug, der nicht mehr als vier Personen faßt. Er kam eben herunter, die Gittertür rasselte, der Niggerjunge sprang zur Seite, und im Deckenlicht des Korbs standen Reuter und noch ein Herr vor ihnen.

— Oh, lala, sagte vergnügt der Spekulant und lüftete leicht seinen Panama — es ist, als wären wir in Froh-Paris — was? Mr. Carthy, darf ich Dir zwei der schönsten Künstlerinnen unseres Landes vorstellen. Gestatten die Damen: Herr Carthy — die Schwestern Fanchetti.

Helge hatte sich verwirrt in den Schatten eines Pfeilers zurückgezogen. In Mr. Carthy erkannte er einen der kühnsten Makler der Börse, der, seitdem er an einem Wintertag in wenigen Minuten eine halbe Million verloren hatte, als Reuters oberster Stier galt und der auch seither in Abwesenheit des Feldherrn stets die Schlacht angeführt hatte. Es war ein Mann, der für Reuters Zwilling hätte gelten können. Er hatte dieselbe Vierkantigkeit in Art und Bewegungen, nur war er kleiner und trug einen kurzen Schnurrbart, der so gestulbt war, daß er einer Nagelseile gleich.

— Hallo, Joe! grüßte Lissy unbefangen — Aber wir sind in Gesellschaft! Ein Landsmann und alter Freund von drüben —

— Richtig, sagte Reuter — die Damen stammen ja aus Norwegen, oder nein — wie war es doch? Aus Schweden, glaube ich. Na — aber das ist ja Roths junger Mann — in der Kemyonlinie, fügte er, zu Mr. Carthy gewandt, erklärend hinzu.

— Bendel! murmelte Helge mit einer Verbeugung.

— Ja, gewiß, ja — Bendel. Willkommen, Bendel! Wir fahren alle miteinander hinauf und trinken ein Glas Wein. . .

— Aber Miß Fanchetti hat Kopfschmerzen, murmelte Helge answeisend. Er empfand die Situation als lächerlich und peinlich zu gleicher Zeit.

— Ach was, Kopfschmerzen! Was ist das für ein Schnid-schnack! Die werd' ich in fünf Minuten geheilt haben mit

einem Universalmittel, das ich allein kenne. Kopfschmerzmittel à la Joe Reuter!

Und er nickte mit einem breiten Lächeln Helge zu, der zurücklächeln mußte.

Hinter seinem Rücken drückte Lissy Helges Hand und sah ihm bittend und mahnend in die Augen.

— Komm' nur, flüsterte sie, — geh' mit — es kann lustig werden — und nützlich. . .

Joe Reuters große, kräftige Hand schlug ihn auf die Achsel und er fühlte sich ohne weiteres in den Lift geschoben. Die beiden Fanchettis folgten.

— Jetzt fährt hinauf bis ins oberste Stockwerk. Carthy und ich kommen mit einem anderen Lift nach. Ich habe eine gute Idee.

— Das hast Du immer, sagte Mr. Carthy.

Der Aufzug schoß in die Höhe.

— Was soll ich tun? rief Helge verzweifelt. Ich kann doch nicht mit diesem Millionär zu Tische sitzen. . . Ich habe ja buchstäblich keine. . .

Er stockte. Obwohl er schwedisch gesprochen hatte, sah der Liftjunge ihn verwundert an, und Lissy schüttelte ärgerlich den Kopf.

— Ich! sagte sie, nimm doch nicht alles so feierlich!

Und damit begann sie leise mit der Schwester zu zischeln.

Im zehnten Stockwerk, auf dem ihr Zimmer lag, stiegen sie aus, um ihre Toilette zu ordnen, und Helge mußte allein bis zum achtzehnten hinauffahren. Ein paar Minuten lang wanderte er in den niederen Korridoren auf und ab, die von ein paar Glühlampen beleuchtet waren. Das Hotelpersonal hatte hier keine Zimmer.

Durch kleine Lücken sah er die Dächer des südlichen Stadtviertels, das sich wie eine Kartenwand gen Himmel erhob und mit ihm zu einem dunkeln, zackigen Hintergrund zusammenschmolz. Von einem unsichtbaren Ventil her kam ein fühlbarer Luftzug.

Helge empfand einen nervösen Ueberdruß. — Wenn ich doch fort könnte von dem allen! seufzte er.

Jetzt kam ein großer Lift herauf. Reuter und Mr. Carthy waren darin mit zwei Kellnern, die einen zugedeckten Storbtragen. Reuter sah sich um.

— Wo sind die Mädels? fragte er nonchalant.

Aber im selben Augenblick erschien in einer Ecke der kleine Aufzug und die Fanchettis tauchten auf, in hellen Kleidern und mit Rosen an der Brust und im Haar. Millie klatschte in die Hände und spielte die mutwillige Naive:

— Oh! schrie sie und machte ein paar trippelnde Tanzschritte — wie entzückend lustig —! Wohin gehen wir eigentlich?

— Auf's Dach, Kinderchen, sagte der Borsenmann. Es ist das Dach meines Alten, und als Erbe lad' ich Euch ein auf's Dach, solange es noch da ist!

— Mach' die Dachtür auf, befahl er einem der Kellner.

Ueber eine kurze Treppe gelangten sie in einen geräumigen, hallenartigen Bodenraum, der in einem Zustand unterbrochener Reparaturen zu sein schien. Ueberall sah man Mörtel und Holzgerüste.

Reuter drehte ein paar elektrische Lampen auf.

— Ich werde einmal einen Klub hier einrichten, erklärte er. — Und jetzt auf's Dach.

Der Kellner zögerte.

— Öffnen Sie die Luke, sagte Reuter, und bringen Sie eine Leiter.

— Dear Mr. Reuter, wandte der Mann ein — Sie wissen wahrscheinlich nicht, daß der alte Herr Abraham es verboten hat — seit — seit Sie damals das nackte Ballett droben hatten und die Poli —

Der Millionär wurde weiß vor Wut.

— Was zum Henker unterstehst Du Dich, Du Hund! brüllte er, und ein Boxerstoß, ein Faustschlag unters Kinn, streckte den Negler wie einen Toten zu Boden. Die Frauen schrien auf, und auch Helge erbleichte; aber Mr. Carthy lachte bloß und erklärte, so wäre Joe Reuter immer, wenn er in seinem Element wäre. Was die Schwarzhaut betrafte, so würde sie später immer reichlich entschädigt für ihre Ängste



und Schmerzen; ja, sagte Mr. Carthy, das farbige Personal des Hotels wetteifert förmlich, wer ihren geliebten Zoe bedienen und im gelegenen Moment einen Faustschlag von ihm davontragen darf.

Und der Regier, der sich schon wieder erholte, schien diese Behauptung zu bestätigen. Mit blutenden Zähnen erhob er sich, lachte sein breitetes Affengrinsen und beeilte sich, in angestemmter, kriechender Klabenweise Herrn Reuter um Verzeihung zu bitten. Im Nu war die Leiter angelegt, und die Spekulanten kletterten, indem sie sich gegenseitig lachend versicherten, es käme nur drauf an, die Leute Mores zu lehren, hinauf. Dann schwang Bendel sich nach, ihm folgten die Diener, und zuletzt kamen die Schwestern Fauchetti, die einen Schrei der Ueberraschung ausstießen bei dem Anblick, der sich ihnen vom Dach aus bot. Es war märchenhaft.

Ein Fußboden war gelegt bis zum Geländer nach der Clark Street zu, und bequeme Liegestühle, wie man sie auf den großen Dampfern findet, standen um niedere Tische aus Korbgewebe. Auf diesen wurden rasch Flaschen und Gläser, Eiskühler, Obstschalen und Zigaretten aufgestellt. Mr. Carthy probierte die Siphons aus, indem er sie den Kellnern ins Gesicht zischen ließ, und Reuter schleuderte seinen leichten, weißgestreiften Rock von sich, knöpfte die fettenfunkelnden Manschetten auf, streifte die Kermel zurück und fing an, seine Spezialbowle zu brauen, bestehend aus großen Goldpflirsichen in einer Kristallschale, über die ein paar Flaschen Sekt und Moselwein nebst ein paar Spitzgläsern feinsten Kognaks gegossen wurden. Darauf wurde die Schale in ein Lager von Salz und Eis gestellt, und der Vorküster schwur einen heiligen Eid darauf, daß dies das einzige Mundwasser der Welt sei, was jeder seiner Gäste selbst ausprobieren möge.

Ueber der Gesellschaft wölbte sich ein sternenfunkelnder Himmel, tiefblau und klar, in schimmernden, schwindelnden Höhen. Gen Osten stieß die riesige Fläche des Michigansees mit diesem Gewölbe zusammen, und der Anfang des Wasser- spiegels schien unmittelbar am Fuß der Wolkenfräßer zu liegen. Die niederen Häusermassen waren nur ein schwarzes Band, während die übrigen Reisenhäuser zu Klippenformationen, Basaltfäulen und Kuppeltürmen wurden. Die langgestreckte Südseite der Stadt verlor sich zwischen Myriaden von Lichtpunkten, die Feuerfliegen glichen, in einem Chaos, und der westliche und nördliche Teil lagen da wie schwarze Ungeheuer, in deren Rückenpanzern vereinzelte Lichttrümmel spielten. Schräg zur Linken flammte die Dachkrone von Masonic Temple gleich einem strahlenden Diadem, und weiter westwärts, jenseits des Wassers, schwebte in der Luft ein schimmernder Dunst — der Widerschein von Mistwaufee. Der See selbst sah aus wie ein dunkles Sammettuch, da und dort mit einer glühenden Spange oder einem Metallknopf besetzt. Das waren die großen Doppelfähren, deren erleuchtete Fensterreihen sich in der Tiefe spiegelten. Und die Knöpfe waren die Laternen der einsamen Bugsierboote, deren heisere Pfeifen man vor den langen Wellenbrechern melancholisch durch die Nacht schrillen hörte. Und endlich brannten dort noch ein paar Leuchttürme; einer mit einem stetig brennenden roten Auge, klar wie ein Rubin, der andere in abgemessenen Zwischenräumen einen langen, forschenden, gelblichweißen Lichtschweif über das ruhige Wasser schwingend. Aber ganz tief, und noch röter als zuvor, fast wie eine Roterübenscheibe, hing der Mond. Ein kurzer Reflex im See, gerade unter dem toten Himmelsball, glich einem Klecks Marmelade.

(Fortsetzung folgt.)

## Sie haben recht!

Ganz gewiß, sie haben recht.

Nämlich die Leute in Elsass-Lothringen. Nicht allein damit, daß sie sich nicht von so schneidigen Militärs wie Leutnant v. Forstner und General v. Deimling ins Bodshorn jagen, sich „Bades“ schimpfen und zu ungeeigneter Tageszeit durch ungeeignete Paraden den Weg versperrten lassen, nein, sie haben noch in vielen anderen Dingen recht.

Vor einigen Wochen, der Wein hing noch traubenschwer an den Stöcken, hatte ich Gelegenheit, in ein echtes und rechtes Elsässer-herz zu schauen. Im Sitzug, auf der Fahrt von Strassburg nach Mülhausen.

In Schlettstadt stieg ein biederer Landmann zu mir ins Coups, er war aus der Gegend von Zabern und kam mit mir ins Gespräch.

Er meinte, die Eisenbahn mache aus der ganzen Welt eine einzige Stadt.

Dieser Faden war des Aufnehmens wert, und ich spann ihn weiter. So kamen wir auf den Krieg, den graufigen Krieg zu sprechen und waren einig, daß ein Krieg das Leben und Wirken in der zur großen Stadt gewordenen Welt furchtbar erschüttern und die Völker arm mache.

„Ein' Krieg dürft' es gar nicht mehr gebe, junger Herr, ein Krieg ist unnützlich. Schauen Sie den Wohlstand in unserem Elsas, die schönen Dörfer, das ist ein schöner guter Wohlstand. Jeder Bauer hat sein Stück Land, sein Gut und seine paar Tausend Mark Vermögen. S' ist nicht viel, aber ' ist doch ein ruhiger Wohlstand.“

So sprach der Landmann. Und es war wahr, was er sagte. Die sauberen Dörfer lagen links und rechts der Bahn, in Felder und Gärten gebettet, ganz als atmeten sie behaglichen Wohlstand. Diese schmuden, hellen Dörfer, — ein wieviel schöneres Bild boten sie, als in Dispreußen oder Mecklenburg die Junkergüter mit den dürftigen Paraden der Hofleute und Landarbeiter. Ganz Elsas macht immer den Eindruck eines großen, schönen Gartens; so sehr verschmelzen Pappeln, Obstbäume, lichte Dörfer und Weinsfelder zu einem harmonischen Ganzen.

„Ja, es wäre ewig schade, wenn in diesem Lande noch einmal ein Krieg wüthete und alles zerstörte“, antwortete ich dem Landmann.

„Gewiß, Monsieur, wär' das schade. Unser Land müßte den Krieg tragen. Deshalb wolle wir niemals den Krieg, wir wolle den Frieden zwischen Frankreich und Ditschland. Wir haben die ditsche Sprach und sind Ditsche, wir wissen, daß wir Ditsche sind und wir wollen Ditsche bleiben. Aber wir wolle auch unser Recht und unsere Freiheit. Schauen Sie, in Frankreich haben wir unser Recht und unsere Freiheit gehabt, obwohl wir die ditsche Sprache hatten, und von Frankreich haben wir auch unseren Wohlstand. Das haben wir von Frankreich, daß die Felder im Elsas uns gehören; drüben über die Rhin“) haben die Rittergüter die Felder, und die Landleute haben nichts. Schauen Sie, so wolle wir's behalten, wie wir's haben. Und wir wolle auch unser Recht, wie wir's gehabt haben.“

Der ditsche Adel verachtet uns aber. Schauen Sie, Monsieur, ich hab' zwei Söhne kein Soldaten, alle zwei bei der Garde. Ja, meine Söhne sind bei der Garde. Und schauen Sie, der jüngste, er ist Metzger, sollte Bursche sein bei seinem Herrn Hauptmann. Zur Madame Hauptmann sollte er immer „gnädige Frau“ sagen und das konnte mein Sohn nicht. Er sagte halt immer „Madame“. Dertweil war der Herr Hauptmann ergrimmt und hat meinen Sohn angeschrien und geschimpft. Das hat mir mein Sohn geschrieben. Da war ich erzürnt und hab meinem Sohn geantwortet, es sei gut, wenn er „Madame“ sage, und er solle sich keine Mühe geben, es anders zu lerne. Ich habe ihm geschrieben: „Mein Sohn, in Deiner Heimat wird jede achtbare Frau, wird Deine Mutter „Madame“ genannt, und „Madame“ ist gar ein schöner Name, ein viel schönerer Name als „gnädige Frau“. Sage Du niemals „gnädige Frau“, solche Frauen, wie Deine Frau Hauptmann, sind gar nicht gnädig, sie sind hoshast und häßlich mit ihre Dienstleut, aber nicht gnädig. Sage Deinem Monsieur Hauptmann, wenn er ergrimmt ist, daß Du „Madame“ zur Frau Hauptmann sagst, dann soll er sich einen anderen Burschen nehmen.“

Und schauen Sie, junger Herr, das hat mein Sohn dem Monsieur Hauptmann gesagt. Da ist's ihm aber schlecht ergangen. Der Herr Hauptmann hat meinen Sohn in die Kaserne gejagt und ihn geschimpft: „Hund, feiger Bades“. — Es war ein hochadliger Herr, der Herr Hauptmann. Meinem Sohn geht es seitdem immer schlecht.

Monsieur, ich frage Sie, ist das ein würdiger Zustand? Monsieur, gegen solche Behandlung müssen wir uns wehren, gegen solche Schande lehnen wir uns auf, und wir sind im Recht.“

— Was sollte ich darauf sagen? Ich kannte den beschränkten, bornierten Junkergeist, der glaubt, Volksregungen und Volksgeföhle frech verhöhnen zu können, aus Erfahrung. Er reißt in allen Grenzgebieten in Minuten ein, was die rechten und verständigen Politiker in Jahrzehnten mühsam aufbauen. Und keine Regierung rügt solchen Frevel, denn es ist Geist von ihrem Geist.

Ich gab dem Landmann aus vollem Herzen recht. Es wäre eine Wohltat, wenn preußischer Junkerhochmut überall auf solchen konsequenten Oppositionsimm stiehe, wie er aus dem Landmann sprach. Er würde bald ausgespielt haben und Deutschland könnte freier atmen.

In Mülhausen stiegen wir beide aus. Mit einem „Salut, Monsieur!“ gab mir der Landmann die Hand. Es kam mir vor, als genierte er sich, daß er mich hatte so tief in sein Herz blicken lassen. Ich konnte ja auch irgendeiner sein. . . .

Ich drückte ihm aber ehrlich die Hand. Ich war zu überzeugt, daß er den rechten Sinn hatte. Alle Leute in Elsas-Lothringen haben ihn, wer könnte es ihnen verargen, daß sie sich nicht von Junkerstieseln treten lassen?

Der Geist der Forstner, Deimlings und Konjorten muß auf geharnischten Widerstand stoßen. Die Elsässer wehren sich wader, die Junker randalfieren darüber: aber die Elsässer haben recht. m—itz.

\*) Ueber dem Rhein, gemeint ist: in Preußen.



## Der Laubenkolonist.

Es gibt keine Zeit im Jahre, auch im Winter nicht, zu der der Laubenkolonist und Parzellenbesitzer nicht irgendeine wichtige und ausbringende Arbeit im Garten verrichten könnte. Zu den wichtigsten Winterarbeiten gehört unter anderem das sorgfältige Nachprüfen der Umzäunungen, die sich jetzt in bester Verfassung befinden müssen, so daß es weder Feldhasen noch Kaninchen möglich ist, irgendwo einzudringen, und sich am Gemüse zu mästen und nach Schneefall die Rinde der Bäume abzunagen. Auch die Bekämpfung der Obstbaumschädlinge ist jetzt vorzunehmen. Gegen tierische und pilzliche Schmarotzer mit Einschluß der Blutlaus, die in den Groß-Berliner Gärten bedenklichen Schaden zu stiften beginnt, wird nun an einem milden, windstillen Tag, nicht aber bei Schnee, Nauhreif oder Glatteis, eine Bekämpfung mit sehr wenig verdünnter kalifornischer Schwefelalkalibruhe ausgeführt. In je zwei Liter Wasser vermischt man einen Liter der im Handel erhältlichen Normalbrühe, während sie späterhin nach dem Wiederbeginn der Saftzirkulation nur in 30-45facher Verdünnung angewendet werden darf, dann aber natürlich weit weniger wirksam ist. Auch das Schneiden der Bäume ist eine wichtige Winterarbeit, ich kann aber nur allen, denen Uebung und die genaue Beherrschung der Grundsätze abgehen, nach denen Obstbäume und Biergehölze geschnitten werden müssen, raten, diese Arbeit von einem fähigen Fachmann ausführen zu lassen. Ich muß immer wieder betonen, daß es besser ist, die Bäume und Gehölze überhaupt nicht zu schneiden, als sie durch falschen Schnitt zu ruinieren und sich dadurch andauernd um die erhoffte Ernte zu bringen.

Eine Winterarbeit von großer Wichtigkeit ist auch die Behandlung des Komposthaufens. In hundert und tausend Kleingärten und Laubenparzellen wird man vergeblich nach einem Komposthaufen suchen, denn man glaubt dort am besten zu fahren, wenn man sich allen Abraumes möglichst rasch entledigt, indem man ihn entweder nach einem wesentlich abgefärbten Verfahre vor die Türe schüttet oder auf das nächstgelegene Feldland schafft. Durch dieses Verfahren entzieht man der eigenen Parzelle wichtige Nährstoffe. Ein wesentlicher Teil von dem, was das Land trug, kann man ihm zurückgeben, wenn man alle Gemüseabfälle, also die unverwertbaren Blätter des Kohls und Salates, die Kohlstrünke, die Erbsen- und Bohnenranken, das Falllaub, das Unkraut usw. in einer abgelegenen, etwas beschatteten, aber der Luft gut ausgeföhnten und nicht zu feuchten Gartenecke aufschichtet. So entsteht der Komposthaufen, dem man da, wo Kleinvieh gehalten wird, auch dessen Dung, weiterhin die Küchenabfälle, Klosettübinger und Jauche zusetzt. Die Praxis lehrt, daß Jauche und Geflügelübinger, auf den Komposthaufen gebracht, so daß sie sich mit dem Kompost zersetzen, weit vorteilhafter wirken, als wenn man sie direkt aus dem Stall auf das Land bringt. Die Zersetzung des Kompostes wird beschleunigt, wenn man den werdenden Haufen immer von Zeit zu Zeit mit Aechtsall bestreut. Diesem Vorteil steht aber der große Nachteil gegenüber, daß Kalk den Stickstoff austreibt, was eine wesentliche Entwertung des Kompostes zur Folge hat. Eine weitere Verbesserung erfährt der Kompost, wenn man im Geflügelstall und im Klosett Torfmüll verwendet, der zur Anreicherung des Kulturbodens mit Humus eine wichtige Rolle spielt. Torfstreu sollte nicht verwendet werden, da die groben Stücke selbst innerhalb vieler Jahre nicht verrotten, nach jedesmaligen Graben und Hacken der Beete wieder zutage treten, und dann immer wieder ein erneutes Vergusnis bilden. Torfmüll besteht aus den Resten von Torfmoosen, die imstande sind, das Aichtfache ihres Eigengewichtes an Wasser aufzunehmen, also die Feuchtigkeit zurückhalten und dadurch in unserer meist trockenen Sandboden unschätzbare Dienste leisten.

Der Komposthaufen kann aber auch seine Schattenseiten haben, d. h. er kann zu einer Brutstätte für Unkräuter und die verschiedenartigsten parasitären Pflanzenkrankheiten werden. Es ist dies dann der Fall, wenn man mit dem Jäten der Unkräuter so lange wartet, bis sie reifen oder fast reifen Samen haben. Schon früher habe ich einmal auf die staunenswerte Lebensfähigkeit der Unkrautsamen hingewiesen. Innerhalb kleinerer Komposthaufen erwärmt sich die Masse während des Zersetzungsprozesses nicht derart, daß ein Abtöten der Unkrautsamen stattfinden kann. Deshalb gelangen die lebensfähigen Unkrautsamen mit dem verrotteten Kompost später wieder auf die Kulturbete, wo sie die Ursache neuer Unkrautplagen werden. Ähnlich verhält es sich mit Abfallstoffen, die mit Pilzen befaßt sind, wie mehltaufranker Salat, ebensolcher Kohl und Hülsenfrüchte, pilzkrankes Obst, pilzkrankes Neben, Stachelbeeren, Rosen usw. Alles Krankhafte und alle Unkräuter mit reifendem oder reifem Samen, muß man besonders lagern und immer sofort durch Feuer zerstören.

Wenn sich Parzellenbesitzer und Laubenkolonisten jährlich unter Aufwendung aller gebotenen Vorichtsmaßregeln einen Komposthaufen anlegen, der auch noch durch Küchenabfälle, Müll, Seifenwasser usw. bereichert werden kann, und ihn bis zur Verrottung mehrfach umarbeiten, dann wird der so gewonnene Kompost, zumal da, wo Geflügel oder sonstige Haustiere gehalten werden, zur Düngung des eigenen kleinen Grundstückes ausreichen. In diesem Falle erübrigen sich also besondere Aufwendungen für Düngerbefahrung. Die letzte und in Obügärten meist auch ausgiebigste Bereicherung erfährt der Komposthaufen im Spätherbst nach dem Laubfall. Der Volksmund sagt zwar „Laub ist laub“ und will

damit andeuten, daß der Dungwert des Falllaubes ein verhältnismäßig geringer ist; trotzdem ist sein Wert für unseren humusarmen Sandboden nicht zu unterschätzen, da es den Boden wesentlich mit Humus bereichert. Dies geschieht auch da, wo man das Laub in den Biergehölzgruppen innerhalb derer sich jedes Graben erübrigt, durch Jahre hindurch unberührt liegen und verrotten läßt. Es bildet sich dann hier eine immer stärker werdende Humusschicht, wie wir sie in alten Wäldungen, namentlich in Laubwäldern finden, in der sich oft die prächtigsten heimischen Stauden ansiedeln und zu hoher Entwicklung gelangen.

Eine geringe Zahl von Kolonisten wirtschaftet ja auch in der Mark auf Moorboden. Dieser Boden hat den Vorteil, reich an Humus zu sein, aber auch schwerwiegende Nachteile, die oft in einem starken Säuregehalt und an vielen Orten in zu hohem Grundwasserstand bestehen, der viele Kulturen, in erster Linie auch lohnende Obstkultur, ausschließt. In solchem Boden spielt aber die Humusdüngung nicht die Rolle, wie im Sandboden oder gar im Flugsande. Nur da, wo der Boden reich an Humus ist, kann man neben der Kompost- oder Stallmistdüngung, aber nicht ohne diese, dauernd mineralische Dünger anwenden, also Chilisalpeter (Stickstoffdünger), Kainit oder besser 40prozentiges Kalisalz (Kalidünger) und Thomasmehl (Phosphoridünger). In den Kolonisten- und Grundbesitzervereinen werden jetzt vielfach Propagandaboträge gehalten, in denen die Kolonisten zum Kauf mineralischer Düngemittel aufgefordert werden. Die Vortragenden sind meist Leute, die entweder mittelbar im Dienste der Kunstdüngerindustrie bzw. -delegationen stehen, oder doch von diesen mehr oder weniger abhängig sind; sie halten deshalb die Vorträge weniger im Interesse der Parzellenbesitzer und Laubenkolonisten, als im Interesse der Kunstdüngerproduzenten, deren Absatz erhöht werden soll. Deshalb beanspruchen sie auch kein Honorar für ihre Vortragsleistungen, was ihnen überall Tür und Tor öffnet. Unterstützt wird das gesprochene Wort durch Abbildungen, die Beispiel und Gegenbeispiel vor Augen führen. Das Beispiel ist eine üppige Kultur nach Vollendung, und die Gegenbeispiele sind eine weniger üppige Kultur nach einseitiger Düngung und eine ganz erbärmliche ohne Düngung. Vorausgesetzt nun, daß die veranschaulichten Versuchsergebnisse wirklich reell durchgeführt sind, die gezeigten Aufnahmen also den Tatsachen entsprechen, hat diese ganze Vorführung doch insofern einen Haken, als die geeigneten Beispiele und Gegenbeispiele, mindestens aber das vorbildliche Beispiel, von humusreichstem, erstklassigem Gartenboden stammen. In solchem Boden, darüber besteht kein Zweifel, kann man durch sachgemäße Witamwendung mineralischer Dünger, die immer nur neben der Stallmist- und Kompostdüngung einhergehen sollen, die Ernten nach Güte und Menge erheblich verbessern, nicht aber in unserem humusarmen Sandboden. In solchem Boden ist jede Ausgabe für Thomasmehl und Chilisalpeter, meiner festen Ueberzeugung nach, rein zum Fenster hinausgeworfen. Man muß diesen Sandboden erst jahrelang mit Kompost, Stallmist oder mit konzentrierten organischen Düngern, wie Peruguano, Bremer Poudrette, Obisguano (gestrodnetter Schafdünger), Rinderguano usw. düngen, bis er derart mit Humus angereichert ist, daß auch durch abweichende Anwendung mineralischer Dünger Erfolge erzielt werden können.

Die Landwirtschaft hat für die Nährstoffbedürfnisse des Bodens Grundsätze aufgestellt, die auch für Gärten, bis zu den kleinsten, maßgebend sind. Nach diesen Grundsätzen kann kein Nährstoff den anderen ersetzen, man muß dem Boden stets den Nährstoff am reichlichsten geben, von dem er am wenigsten enthält. Man darf die erforderlichen Bodennährstoffe nur dann als wirklich vorhanden annehmen, wenn sie sich in einer Form im Boden befinden, in der sie von den Pflanzen aufgenommen werden können. Die Aufnahmefähigkeit der im Boden vorhandenen Nährstoffe durch die Pflanzenwurzeln wird durch Kalkdüngung erhöht, die man auch in humusarmem Boden nicht umgehen kann, ja, die hier gerade besonders geboten erscheint, weil reiner Sandboden in der Regel kalkarm ist. Man muß die zu bietenden Nährstoffe möglichst gleichmäßig im Boden verteilen, d. h. über das ganze Grundstück, damit sie überall von den Pflanzenwurzeln erreicht werden. Das ringförmige Ausbreiten von Dünger um den Stamm eines Obstbaumes, wie es fast überall gehandhabt wird, ist deshalb falsch, richtiger gesagt zwecklos, denn dicht beim Stamm eines älteren Obstbaumes befinden sich nur starke, verholzte Wurzeln, die keinerlei Nahrung mehr aufnehmen können, weil die Nahrungsaufnahme nur durch die feinsten Wurzeln, durch die sogenannten Saugwurzeln und durch deren Spitzen erfolgt. Man muß ferner dem Boden stets ein mehrfaches jeder Nährstoffmenge geben, die ihm durch die Ernte entzogen wurde. Dieser letzteren Forderung kann natürlich nur dann von der Gesamtheit der Gartenbau und Ackerbau treibenden Bevölkerung entgegengekommen werden, wenn sie neben Kompost, Stallung und Latrine auch Kunstdünger anwendet, der aber, wie gesagt, für humusarmen Boden nicht in Frage kommen sollte, weil er hier nichts nützt, sondern nur schadet, d. h. ihn noch weiter entwertet.

Vielleicht tragen vorstehende Ausführungen dazu bei, allen denen, die seit Jahr und Tag in märkischem Sand mineralische Düngemittel anwenden und damit auf keinen grünen Zweig kommen, also Jahr für Jahr mit geringen und mit Mißernten zu rechnen haben, die Augen zu öffnen und ihnen den Weg zu zeigen, der, wenn es an sonst nichts fehlt, zum Erfolge führen muß.



## Kleines feuilleton.

### Der Zug der Häuser.

Die letzten Häuser recken sich grau empor,  
 In Massen geschart und in einzelne Gruppen,  
 Stenbe Hüften laufen davor  
 Wie zerlumpte Kinder vor Heeresstruppen,  
 Hinter den steinernen Zinnen  
 Aber beginnen  
 Die Felder, die Weiden,  
 Die sich endlos in die graue Ebene breiten.  
 Hohlhängig glocken die Häuser herüber,  
 Mit scheelem Blick versengen sie Strauch und Baum:  
 „Gebt Raum!  
 Gebt Raum unserm Schritt,  
 Wir wälzen den plumpen steinernen Leib darüber,  
 Die Dörfer, die Felder, die Wälder, wir nehmen sie mit!  
 Mit unserem rauchenden Atem verbrennen  
 Wir jede Blüte und reisende Frucht.  
 Die Saaten, die nicht mehr grünen können,  
 Ersticken in Qualm wir. Vor unserer Wucht  
 Zerplittern die Bäume. In rasender Schnelle  
 Sind alle Menschen im Land aus der Flucht  
 Wie vor einer steinernen Welle.  
 Wir aber erreichen sie doch. Uns hält  
 Kein Strom, kein Graben. Wir mordern das Feld,  
 Und die Menschen, aus ihrer Qual sich zu retten,  
 Aus einsamen Höfen, verlassenen Auen,  
 Mit dem Wahnsinn gepaart, dem Hunger, dem Schmerz,  
 Gebeugte Männer, verzweifelte Frauen,  
 Liehen dahin in schwarzen Ketten  
 Hinein in der Städte podendes Herz.  
 Ob lebend, ob tot, wir halten sie fest  
 An unsere steinernen Brüste gepreßt.  
 Bis unsere Stinnen die Sterne berühren:  
 Blutender Felber zerrissenen Grund,  
 Euch, Ebenen, die in das Endlose führen,  
 Alle verschlingt unserer Mauern zermalmender Mund.  
 Bis wir zum Saume der Meere uns strecken,  
 Wie sind wir müde, nie werden wir satt,  
 Bis wir zum Haupte der Berge uns reden  
 Und die weite, kennende Erde bedecken:  
 Eine ewige, eine unendliche Stadt! . . .“

Armin L. Wegner („Jugend“).

Ein Staatsminister über Polizei und Kinder. „Ich brauche nur zum Fenster hinauszusehen, um gewahrt zu werden, wie es bei uns steht. Als neulich der Schnee lag und meine Nachbarkinder ihre kleinen Schlitten auf der Straße probieren wollten, sogleich war ein Polizeidiener nahe, und ich sah die armen Dingerchen fliehen, so schnell sie konnten. Jetzt, wo die Frühlingssonne sie aus den Häusern lockt und sie mit ihresgleichen vor ihren Türen gern ein Spielchen machen, sehe ich sie immer geniert, als wären sie nicht sicher und als fürchteten sie das Herannahen irgendeines polizeilichen Nachhabers. Es darf kein Wude mit der Peitsche knallen oder rufen, sogleich ist die Polizei da, es ihm zu verbieten. Es geht bei uns alles dahin, die liebe Jugend frühzeitig zahm zu machen und alle Natur, alle Originalität und alle Wildheit auszutreiben, so daß am Ende nichts übrig bleibt, als der Willkür.“

So sprachen Seine Erzellenz der Herr Staatsminister v. Goethe zu seinem treuen Mitarbeiter Erdmann im Jahre 1828. Und heute? Genau dasselbe Bild! „Alles flieht“, sagt irgendein versifischer Weiser, aber „die Zähmung“ der deutschen Jugend bleibt konstant. Die noch nicht schulpflichtigen schreit der Polizeidiener, dann tritt die Schule an seine Stelle, um das Werk fortzusetzen, und als Krönung des Ganzen kommt die Militärpflicht. Allzuviel des Guten! So viel ist bei uns Deutschen gar nicht nötig. Die Knechtlichkeit ist doch bei uns erblich. „Es liebt der Deutsche, einem lieben oder leiden Herrn zu dienen.“ Wir dienen ja so gern, und wenn wir nicht als Knechte angepaßt werden, dann fehlt uns etwas. — Immer hört man: Wir haben die besten Volksschulen, die wenigsten Analphabeten. Na, wenn die Hauptmasse aller Volksschüler in dem bildungsfähigsten Alter vom 6. bis zum 14. Jahre, also acht lange Jahre, nicht einmal die eigene Sprache richtig lernt, kann's mit der Vortrefflichkeit nicht so weit her sein. Aber die Zähmung gelingt heute noch wie vor 100 Jahren. Warum verhasst ihr den revolutionären Völkern, z. B. den Albanern, nicht den „Segen“ der deutschen Schulen? Europa wäre mit einem Schlag den Druck los; denn die Albaner würden zahm — zahm wie deutsche Handlungsgehilfen.

Goethe war gewiß kein Revolutionär, aber über die Unter-

bindung jeder freien und selbständigen Meinung bei der deutschen Jugend klagt er oft. Und dann wundern wir uns über den großen Anschauertum unserer Schulleute und Gendarmen. Der Hund, der ständig an der Kette liegt, wird bissig. Diese „niederer“ Volksgel-organe, die doch selbst der breiten Masse des Volkes entstammen, sind ja von der frühesten Kindheit an ebenfalls „gezähmt“ worden. Wird nicht ein Sklave, der befehlen darf, immer ein böser Tyrann? —

### Naturwissenschaftliches.

Ein Prachtwerk der biologischen Anstalt auf Helgoland. Die königliche biologische Anstalt auf Helgoland, die zur Erforschung des Tier- und Pflanzenlebens der Nordsee schon manche verdienstliche Tat geleistet hat, will jetzt mit einem Prachtwerk an die Öffentlichkeit treten, das so, wie es geplant ist, die höchste Beachtung verdient, nicht nur in den naturwissenschaftlichen Fachkreisen, sondern auch bei allen Freunden der Natur. Dazu kommt, daß die photographische Ausstattung des Werkes zu den bewundernswürdigsten Darstellungen gehören wird, die jemals auf dem Wege der photographischen Vervielfältigung gezeigt worden sind. Es handelt sich um Augenblicksaufnahmen, die von Herrn Schenck in den Aquarien der biologischen Anstalt ausgeführt worden sind und das Tier- und Pflanzenleben der Nordsee veranschaulichen sollen. Beabsichtigt ist die Herausgabe von drei Lieferungen mit je 10 Tafeln und einem begleitenden Text.

Der Verfasser dieser Zeilen ist durch die Freundlichkeit der biologischen Anstalt in die Lage versetzt worden, einen großen Teil dieser Aufnahmen vor der Öffentlichkeit kennen zu lernen und muß gestehen, daß Bilder von ähnlicher Vollendung sowohl in der Erfassung des für das Leben der einzelnen Tiere kennzeichnenden Augenblicks, wie in der Art der Ausführung wohl noch nie dargeboten worden sind. Während die Pflanzenwelt des Meeresbodens an Bedeutung zurücktritt, erscheinen die Tiere in der Entfaltung ihrer eigenartigen Lebensgewohnheiten. Dort sehen wir eine Qualle, wie sie beim Schwimmen die winzigen ihr zur Nahrung dienenden Lebewesen durch die Bewegung ihrer Fangorgane zu ergreifen sucht, während sie auf einem anderen Bild in zusammengezogener Haltung alle Einzelheiten ihres zarten Baues sehen läßt. Dann die Pracht der Seeotter und Seesterne, die eigentümliche Lebewelt der Einsiedlerkrebs, die sich um einen Wiesen prügeln, ferner die stattlichen Seeigel mit ihrem Stachelkleid.

Unter den größeren Tieren fällt das Porträt eines greisenhaften Hummers auf, dessen Rücken schon von zahllosen anderen Meeres-tieren zur Ansiedlung benutzt worden ist. Dazu kommen die lebens-vollen Abbildungen verschiedener Fische vom gemeinen Schellfisch bis zur Ungestalt der Rochen. Müge es gestattet sein, die Aufmerksamkeit auf dies wundervolle Werk zu lenken, das bei Dr. Werner Kleinhardt in Leipzig erscheinen soll, wenn die bereits stattliche Liste der Subskribenten noch eine Verbollständigung erfährt.

Prof. E. Tietzen.

Ein Vogelflug von England nach Südafrika. Zur Feststellung der Wanderungen der Zugvögel werden zahlreiche zufällig eingefangene Vögel mit Zupringen versehen, die über die Zeit und den Ort des Fangs Auskunft geben. Bei einer umfassenden Organisation einer solchen Maßnahme können beachtenswerte Ergebnisse erwartet werden. In England hat eine weit verbreitete Zeitschrift für heimatische Vogelkunde bei ihren Lesern zur Beteiligung an diesen Bestrebungen Stimmung gemacht und einen erheblichen Erfolg erzielt. Infolgedessen wurden innerhalb weniger Jahre über 22 000 wilde Vögel vieler verschiedener Arten mit Zupringen der erwähnten Bescheidenheit ausgestattet. Das merkwürdigste Ereignis, das sich aus diesem Unternehmen ergeben hat, ist wohl der jetzt mitgeteilte Fang einer Schwalbe mit einem solchen aus England stammenden Ring in der englischen Kolonie des Drangstaates in Südafrika. Der Ring war einer jungen Schwalbe angelegt worden, die an einem Platz der schottischen Grafschaft Ayr im Nest gefunden worden war, und danach wieder zurückgeführt wurde. Der Ring trug das Datum des 27. Juli 1912, während der Fang in Südafrika am 18. März 1913 erfolgte. Es scheint nicht einmal selten zu sein, daß Schwalben im Winter von England bis Südafrika fliegen, denn es wird gleich noch ein zweites Beispiel eines Vogels dieser Art berichtet, der seinen Ring in der englischen Grafschaft Stafford erhalten hatte und dann bei der Stadt Utrecht in Natal eingefangen wurde.

Die Feststellungen sind in mehr als einer Hinsicht merkwürdig. Sie zeigen einmal wider die Erwartung, daß die Zugvögel sich nicht damit begnügen, im Winter die nächste wärmere Gegend aufzusuchen, sondern den ganzen Tropengürtel bis nach der südlichen gemäßigten Zone überfliegen. Ferner zeigt diese Tatsache, daß die Flugleistungen insbesondere der Schwalben an Großartigkeit alle Vorstellungen übertreffen. Leider wird es selten und nur zufällig möglich sein, die Geschwindigkeit zu ermitteln, mit der eine Schwalbe den ungeheuren Raum von England bis nach Südafrika zurücklegt. Als sicher kann jedoch angenommen werden, daß sie auf diesem Wege ausgedehnte Gebiete überfliegen muß, wo sie keine Nahrung findet, und zwar entweder das Meer oder die saharische Wüste, die früher als ein unüberwindbares Hindernis für die Zugvögel betrachtet worden ist.